

Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek



Zeitgenössische Berichte
aus drei Jahrhunderten

zusammengestellt von GEORG SCHWEDT

Originaleinband der Quellensammlung: Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek, hrsg. von Georg Schwedt

Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek

Zeitgenössische Berichte aus drei Jahrhunderten

zusammengestellt von

Georg Schwedt

Enthaltene Kapitel: 5.4 · 6 · 8

5.4

L. Zoepf: Die Brüder Grimm als Bibliothekare

Zentralblatt für Bibliothekswesen 1928

Es ist einer der erfreulichen Züge der menschlichen Natur bei durch Begabung und Wesen ausgezeichneten Menschen alles in harmonischer Vollendung sehen zu wollen, gleichwie man einen architektonisch vollkommenen Bau aus nur schönen Einzelheiten zusammengefügt erfaßt. In diesem Willen zur Bewunderung und Verehrung ist wohl der Grund zu suchen, daß das Bildnis der Brüder Grimm als *Bibliothekare*, ähnlich wie bei Lessing, gleichsam nur als Stich mit wenigen Veränderungen nach dem Ölporträt der *Gelehrten* Grimm ausgeführt wurde.

Die mannigfachen biographischen Abhandlungen, selbst die eindringliche Lebensbeschreibung, die W. Scherer J. Grimm gewidmet hat, begnügen sich mit der bloßen Angabe der Anstellungs- und Entlassungsdaten und mit etlichen knappen Sätzen über die bibliothekarische Tätigkeit der Brüder. „Ihre Bibliotheksgeschäfte waren nicht anstrengend gewesen, einige bürokratische Quälereien konnte man zur Noth erdulden“, so zeichnet *Scherer* die Dienstzeit der Grimm auf der Kasseler Bibliothek.

Ebenso charakteristisch ist es, wenn *Frensdorff* aus den Grimm-Briefen zwar einige Zitate über die ungewohnte, drückende Last des Göttinger Dienstes anführt, aber diese Beschwerden sofort wieder ausgleicht durch den Hinweis auf das sorgenfreieres Leben, auf die größere Freiheit der Bewegung, auf den Wert des Göttinger Freundeskreises und nicht zuletzt auf die empfangene Förderung der wissenschaftlichen Tätigkeit während dieser Jahre.

Den Anlaß gab der soeben im Auftrage und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften von A. Leitzmann herausgegebene Briefwechsel der Brüder J. und W. Grimm mit K. Lachmann, eine Ausgabe, der Konrad Burdach eine nach Form und Inhalt glänzende Einleitung vorangestellt hat.

„Einen guten Bibliothekar zu finden, ist noch schwerer als einen guten Professor. Ich weiß nur Einen Mann dazu vorzuschlagen, der ganz für uns passen würde; dieß ist der Bibliothekar Jacob Grimm in Cassel ... Er ist ganz das was ein Bibliothekar seyn muß; in Fleiß, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ...“, so schreibt der Göttinger Professor Heeren im Februar 1829. Rund zehn Jahre später äußert sich A. von Humboldt gegenüber Varnhagen von Ense: „Zu Bibliothekaren sind die vortrefflichen Leute [Grimm] sehr untauglich ...“

Daß in der Abschrift dieses Briefes, die den Brüdern übersandt wurde, dieses Urteil weggelassen war, ist selbstverständlich. Wenn man unter Dienst das wissenschaftliche Arbeiten versteht, trifft die Liebe zum Dienst zu; gegen eine Liebe zur bibliothekarischen Arbeit im eigentlichen Sinn, wie sie Humboldt im Auge hat und wie sie heute klar umrissen ist, zeugt der gesamte Briefwechsel der Brüder.

Durch die Empfehlung von Joh. v. Müller wurde bekanntlich Jacob Grimm am 5. Juli 1808 zur Verwaltung der Privatbibliothek des Königs Jérôme in Wilhelmshöhe bei Kassel berufen. „... [ich] genoß nun einen Gehalt von über 1000 Rthlr. ... und alle Nahrungssorgen verschwanden. Dabei war mein Amt als Bibliothekar *keineswegs lästig*.“ Er hatte sich nur einige Stunden täglich auf der Bibliothek aufzuhalten und konnte „während diesen nach Besorgung des neu einzutragenden ruhig für [sich] lesen oder exzerpieren“. „... die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkummert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache.“

Dieses bibliothekarische Ideal: beinahe ungestörtes eigenes wissenschaftliches Arbeiten, wozu der „Dienst“ die geringen, aber doch ausreichenden materiellen Mittel sowie die Bücher an der Quelle verschaffte – dieses Ideal erlebten die Brüder später dann eine Reihe von Jahren an der Landesbibliothek Kassel. Vom Dienst verlangte man eben, daß er die eigentliche Arbeit nicht störend hindere, sondern es ermögliche, daß man „in glücklicher, heilsamer Ruhe“ der wissenschaftlichen Forschung obliegen könne. Dieser „Dienst“ war wirklich ein „himmelreich“.

„Bei uns steht es noch gut; meine arbeiten, d. h. die mir angenehmen erweitern und bestärken sich immer mehr“, schreibt Jacob im Jahre 1819 an Wigand. Mit Sorge und Mißvergnügen sah man jedem drohenden Eingriff in die Treuga Dei zwischen dem kurzen Dienst und der Arbeit für die Wissenschaft entgegen.

Niemand wird den Ton der Behörde in diesen Vorfällen rechtfertigen wollen – wirft sie doch Jacob Grimm vor: eine „mehr als gewöhnliche Unbescheidenheit, einen gänzlichen Mangel an Begriffen vom Rechnungswesen“ – und bei der Entlassung aus dem Kasseler Dienst äußerte der neue Landesherr: „die Herrn Grimms gehn weg! groszer Verlust! sie haben nie etwas für mich gethan!“

Als dann der Ruf nach Göttingen erfolgte unter ausdrücklicher Betonung der wissenschaftlichen Bedeutung, suchte man in Kassel „die riesengroße Dummheit“ mit allen möglichen Mitteln wieder gut zu machen. Aber nicht die Bibliothekare Grimm wollte man zurück haben, sondern die Gelehrten Grimm – zu Bibliothekaren sind sie sehr untauglich, „ob der Wilhelm liest oder nicht liest, ist auch sehr gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß man sie besitzt“, sagt A. v. Humboldt.

Abgesehen von diesen peinlichen bürokratischen Eingriffen hatten die Brüder aber doch was sie beehrten: ein „ruhiges und von allem Druck freies, persönlich angenehmes Verhältnis“, eine „stille, glückliche Muße“, um ihrem eigentlichen Berufe leben zu können.

Die Brüder hätten darum auch „nie gedacht, je diese Stellung, dieses himmelreich aufzugeben“ – hatten sie doch einen ehrenvollen Ruf an die Bonner Universität abgelehnt –, wenn nicht eine schwere Zurücksetzung sie gezwungen hätte das heimatliche Kassel zu verlassen.

„Im januar erkrankte unser college Völkel, zwar ein alter mann, aber dem wir noch gern zehn jahre gönnt und zugetraut hätten, und starb den 31. Wir meldeten uns zu billigem und gerechtem vorrücken, aber seine stelle ist dem historiographen Rommel ... zu theil geworden. Diese unverantwortliche anstellung hat uns sehr verstimmt.“ Nachdem endlich „das dumme Volk in Göttingen“ zur Einsicht gekommen war, nahmen die Brüder „die längst erwartete vocation aus Hannover“ an.

Lachmann gratuliert: „Wie es auch sei, meinen herzlichen Glückwunsch zunächst zur Erlösung aus der Presse: es wird in Göttingen nicht alles gut sein, und manches werden Sie auch vermissen, aber im Ganzen werden Sie sich alles doch theils besser machen, theils es besser finden.“ Aber nichts kam besser, im Gegenteil, alles schlimmer als selbst die schlimmsten Befürchtungen es hätten vorhersehen können.

Dazu kamen die zum Teil sehr unerquicklichen Verhältnisse auf der Bibliothek selbst: Oberbibliothekar Reuß, im hohen Alter stehend, war „ein höchst eigensinniger kleinlicher mann, der an den wunderlichsten grillen hängt“. Diese Grillen zeitigten merkwürdige Anordnungen: die Brüder bekamen in Göttingen vieles, was sie interessierte, „entweder gar nicht oder erst spät in die hände; Reuß hält darauf, daß alle neuen bücher ein jahr lang ungebunden liegen, dann behält sie der buchbinder ein halbes und dann werden sie den recensenten zugeschickt.“

Aus dem schönen lieben Kassel in dieses „trockene und dürre“ Göttingen verschlagen, hatten die Brüder nun einen Dienst zu tun, der ihrer bisherigen Auffassung von bibliothekarischer Arbeit gerade entgegengesetzt war. Die bibliothekarische Arbeit ist ein absolutes Übel, das man tragen muß, weil es die Mittel gibt dem eigentlichen Beruf zu leben: der wissenschaftlichen Forschung. Darum verdient diese bibliothekarische Arbeit auch gar nicht den Namen „Arbeit“, es sind „geschäfte“; es sind „buchbinderliche Verhältnisse“; der Beruf ist eine „bleilast“, ein „beständig umlaufendes rad, in welches ich täglich sechs volle stunden treten muß“; in diesem Beruf ist man „wie ein knecht im joch“.

Jacob schreibt an Lachmann: „Ich kann es mir nicht verhehlen, daß es ein dummer streich war, von Cassel wegzugehen ... Dort war ich ein freier mann, hier komme ich mir

wie ein knecht im joch vor. Diese bibliothek ist ein beständig umlaufendes rad, in welches ich täglich sechs volle stunden treten muß; und ohne innerliche freude an der arbeit. Denn was thue ich da? ich suche bücher auf, stelle andere hin, alles unter beständigem herumrennen ... In Cassel war dagegen ein himmelreich, da hatte ich nur das neue einzutragen und anzuschaffen, alles übrige war in ordnung und von den drei täglichen stunden gehörte manche mir ...“

Man wird beim Lesen dieser bitteren Klagen nicht übersehen, daß briefliche Äußerungen zumeist eine Augenblickstimmung geben und daher, wie Frensdorff meint, „nicht allzu tragisch“ zu nehmen sind. Wenn aber jahrelang die gleiche Klage wiederholt wird, so handelt es sich nicht mehr um Augenblickstimmung, sondern um eine Grundstimmung.

Es wäre Willkür, würde man im bibliothekarischen Selbstporträt der Brüder Grimm die lichten Töne übersehen. Schreibt doch Wilhelm bei seinem Dienstantritt: „Dieses Amt ist mir an sich angenehm und ohne Nutzen wird es auch nicht für mich seyn.“ Die Bibliothek war ihnen lieb und wert als die beste, ja einzige Gelegenheit, die für ihre wissenschaftliche Forschung notwendigen Bücher sofort bei der Hand zu haben.

Der Brennpunkt ihres Lebens war die wissenschaftliche Arbeit. Solange der bibliothekarische Dienst dieses Ziel förderte, ertrug man ihn; sobald er aber dieses Ziel nur irgendwie zu gefährden schien, empfand man ihn als drückendes „Joch“. Glückliche heilsame Ruhe, volle süße Muse für die Forschung – das war die ausschließliche Sehnsucht der Brüder.

„Zu Bibliothekaren sind die vortrefflichen Leute sehr untauglich“ – A. von Humboldts Urteil über die Brüder Grimm bekommt seine tragische Färbung durch den Gegensatz zwischen der Grimmschen Auffassung des bibliothekarischen Dienstes und der in Göttingen verlangten Arbeit. Die Berufung der Brüder Grimm lag in der wissenschaftlichen Forschung, nicht im „Dienst am Buch“.

Es ist aber dann eine ebenso schöne wie glückliche Fügung des Schicksals gewesen, daß die Brüder auch aus Göttingen weichen mußten, damit zuletzt doch ihrer Sehnsucht die Erfüllung wurde: in „ehrvoller und glücklicher Muße“ ihren wissenschaftlichen Forschungen leben zu können. So verstehen wir die Worte des alternden Jacob Grimm: „Was ihm in seinen äußeren Stellungen je Leids geschah ist ihm stets zum Heil ausgeschlagen ... gieng ihm statt bei der beschränkten Lage ein ehrenvolles, reicheres Leben zu Göttingen auf, nach dessen Sperrung er in Berlin noch freier und geförderter sich seiner angebornen, ungeschwächten Arbeitslust hinzugeben im Stande ist.“

6.

Aus Reiseberichten und Briefen

6.1 Wilhelm Heine: Tagebücher von 1780 bis 1800

Reise nach Franken, Hessen und Westphalen. Sommer 1796.

Den 7. Oktober Morgens um 3½ Uhr zu Göttingen angelangt.

Die Stadt umgiebt ein Wall mit Lindenalleen besetzt. Die Aussicht ist am schönsten beym Einfluß der Leine, die nur 12 bis 15 Schritt breit ist.

Göttingen hat keinen großen und schönen Platz, keinen schönen Brunnen, fast alles ist altväterisch und kleinlich. Die weltberühmte Universität gleicht der unsichtbaren Kirche, wenn man hinein komt; und ist ein Kunstprodukt der Regierung.

Die schönste Gegend der Stadt, wo die Bibliothek steht ohnweit der Leine; und die meisten Professoren wohnen.

Die Bibliothek ist gewissermaßen das Palladium der Göttinger Universität.

Göttingen war vorher nicht viel besser als Heiligenstadt. Die Bibliothek fing an mit einem Geschenk der Bülowischen Bibliothek im Jahr 1735. In demselben Jahre erstand man den größten Theil der Uffenbachischen Bibliothek welche zu Frankfurt am Mayn verauctionirt ward.

Man nahm zum Bibliotheksgebäude das Paulinerkloster an welchem auch die Universitätskirche aus der Kirche gemacht ward.

Heine ist der Bibliothekar; und hat sieben Secretaire unter sich. Vier Tage in der Woche steht die Bibliothek von 1 bis 2 offen; Mittwochs und Samstags von 2 bis 4 Uhr.

Eine reiche Bibliothek in allen Fächern ist gewiß das erste für eine gute Universität. Die Todten lehren besser als die Lebenden.

Die Göttinger Universität gleicht einem Treibhause. Kein Professor ist mit Lust da.

6.2 Friedrich Gedikes Bericht

an Friedrich Wilhelm II. von Preußen, 1789

Öffentliche Institute hat Göttingen mehr als irgend eine andre Universität. Oben an steht die Bibliothek. Vielleicht hat nie irgend eine öffentliche Bibliothek soviel geleistet als die Göttingische. Ihr hat die ganze Universität einen großen Theil ihrer Celebrität zu danken.

Viele Professoren haben ihren litterarischen Ruhm bloß der Bibliothek zu danken. Viele junge Gelehrte haben sich hier bloß durch den Gebrauch dieser Bibliothek gebildet. Das Beispiel von Göttingen scheint wirklich zu beweisen, daß zur Aufnahme, zum Flor und zur Celebrität einer Universität nichts dienlicher und zweckmäßiger sei, als eine große nach einem überlegten Plan eingerichtete Bibliothek.

Die Hannöversche Regierung hat auf dieses Objekt sehr große Summen verwandt. Noch itzt sollen doch jährlich gegen 3000 Thaler und oft darüber auf die Bibliothek verwandt werden. Die Zahl der Bände wird itzt auf 30 000 geschätzt.

Die Wahl der anzuschaffenden Bücher ist nicht der Willkühr des Bibliothekarius überlassen, sondern jeder Professor notirt die Bücher seines Fachs, und der Oberbibliothekar (Hofrath Heyne) besorgt sogleich die Anschaffung derselben. Dis hat die gute Folge, daß alle Fächer nach einem gleichen Maßstäbe kompletirt und bereichert werden.

Auch ist der Gebrauch der Bibliothek für Lehrende und Lernende nirgends so sehr erleichtert, als hier. Statt daß auf andern Universitäten die Bibliothek gewöhnlich nur zweimal in der Woche geöffnet wird, wird sie hier täglich geöffnet. Die Bibliothekare sind zum Theil den ganzen Tag gegenwärtig.

Die vortreffliche Bibliothek erspart den Professoren beträchtliche Ausgaben. Viele indessen kaufen für sich selbst nur wenig Bücher, weil sie alles, was sie brauchen, in der öffentlichen Bibliothek finden.

6.3 Briefe eines Schweizer Studenten, 1791

Erster Brief

Sie wissen, bester Freund, daß mich bloß die Bibliothek hieher gelockt hat, und gewiß, wer nicht dieser hieher reisen will, dem rathe ich, ja zu Hause zu bleiben; denn ausser diesen findet er hier nichts.

Das Bibliotheks-Gebäude, das eben nicht sehr in die Augen fällt, steht an der Pauliner Straße, und hängt mit der Universitätskirche zusammen. Es ist, so wie die meisten hiesigen Gebäude, niedrig, und hat nicht mehr als zwey Geschosse.

Doch die Anzahl der Bücher mag auch seyn, welche sie will, so ist gewiß, daß man nicht leicht vergeblich nach einem Buche fragen wird. Und wenn es auch Bibliotheken giebt, welche die hiesige an der Bücherzahl weit übertreffen, so hat doch diese, in Ansehung der Gemeinnützigkeit, ohnstreitig den Vorzug vor allen Bibliotheken in der Welt.

Die öffentlichen Stunden, in welchen Bücher ausgegeben werden, sind das ganze Jahr hindurch Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von ein bis zwey Uhr, und Mittwochs und Sonnabends von zwey bis fünf Uhr.

Bey der großen Freyheit, die man auf der Bibliothek genießet, ist die Ordnung, die dabey unterhalten wird, in der That zu bewundern. Die Bibliothek hat für einen jeden, der sie besucht, so etwas heiliges und ehrwürdiges, daß man beynahe kein Exempel eines begangenen Diebstals weiß.

6.4 Goethes Besuch in Göttingen, 1801

Durch Bewegung und Zerstreung auf der Reise gelangt' ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen.

Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihülfe. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gegeben, und so verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen.

Die Gelehrten-geschichte von Göttingen, nach Pütter, studierte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch.

6.5 Der Student John Lothrop Motley aus Boston

an seine Mutter, 1. 7. 1832

Meine liebe Mutter. Göttingen an sich ist keine anmuthende Stadt, und die Umgegend ist auch uninteressant. Die Professoren halten die Vorlesungen in ihren eigenen Häusern und die Studenten wohnen bei den Philistern, den Krämern der Stadt.

Die *Bibliothek* besitzt eine unermewliche Sammlung von Büchern, die alle in den letzten hundert Jahren gekauft worden sind; die genaue Zahl ist nicht bekannt, doch schätzt man sie auf 400 000.

Sie enthält jedoch nur wenige seltene Bücher und Handschriften, und wenige Prachtausgaben. Alles dient dem Nutzen und die Studenten können jederzeit daraus so viele Bücher entnehmen als sie wünschen.

6.6 Eduard von Siebold

Geburtshilfliche Briefe (1862), dritter Brief, 29. Juli 1861

So ward in Göttingen der Beweis geliefert, daß nicht die Grossartigkeit der Institute, nicht ihr glänzendes Äusseres für ihre Wirksamkeit Ausschlag gebend sind, sondern dass der in denselben wirkende Geist den Mangel äusserer Einrichtungen zu ersetzen im Stande ist.

Dagegen steht in Göttingen bekanntlich ein Institut so einzig und erhaben da, dass es mit den ähnlichen in den grössten Städten weitteifern kann, ich meine die Königl. Bibliothek, deren immense Reichhaltigkeit in allen Fächern, deren zweckmässige Einrichtung hinsichtlich der Ordnung und Trefflichkeit ihrer Cataloge als wahres Muster für alle ähnlichen öffentlichen Bibliotheken gelten kann.

Wie einflussreich dieselbe auf die ganze spätere Richtung meiner Studien wurde – hier nur so viel, dass ich schon als Studirender die Bibliothek fleissig benutzte und hier zu meinen späteren historischen Arbeiten den Grund legte.



Historischer Saal · Blick von der Galerie

8.

Bibliographische Nachweise

Um die Lesbarkeit der ausgewählten wissenschaftlichen Arbeiten zu erleichtern, wurden die zahlreichen Fußnoten und Literaturangaben in allen Fällen weggelassen. Interessierte Leser können diese anhand der bibliographischen Nachweise in den Monographien und Zeitschriften der *Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen* nachschlagen, in anderen wissenschaftlichen Bibliotheken einsehen oder die betreffenden Werke von dort über den auswärtigen Leihverkehr anfordern (bei älteren Werken meist als Kopie).

Umfangreiche *Literaturverzeichnisse* enthalten folgende Arbeiten:

- I. Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek. Hrsg. von Karl Julius Hartmann und Hans Füchsel. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1937.
- II. Literatur zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek erschienen in den Jahren 1937–1961. Prüfungsarbeit der Hamburger Bibliotheksschule, vorgelegt am 30. Juli 1962 von Heidemarie Dohrenbusch.

NACHWEISE

- 2.2 Georg Leyh: Die Göttinger Bibliothek in den Grundzügen ihrer Entwicklung. Vortrag, Uppsala 12. Juni 1949. Aus: *Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen* 36 (1949).
- 3.1 Hans-Werner Wolf: Joachim Heinrich Freiherr von Bülow oder Die Anfänge der Göttinger Universitätsbibliothek. Göttingen 1971.
- 3.2 Eduard Bodemann: Zur Gründungsgeschichte der Universität Göttingen. Aus: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen*, 1885.
- 3.3 Georg Leyh: Die Gesetze der Universitätsbibliothek zu Göttingen vom 28. Oktober 1761. Aus: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 37, 1 ff (1920).
- 3.4 Johann Stephan Pütter: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen. Göttingen 1765.
- 3.5 E. Brandes: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen. Aus: *Neues Hannöversches Magazin*, 5. Februar 1802.
- 4.1 Geschichte der Universität Göttingen 1820–1837. Vom Universitätsrathe Dr. Oesterley. Göttingen 1838.
- 4.2 A. Wilmanns: Mittheilungen über die Universitäts-Bibliothek aus den Jahren 1876–1879. Aus: *Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der G. A.*

Universität zu Göttingen, 22. December 1880.

- 4.3 H. Oesterley: Die Reorganisation der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. Aus: *Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft*, Jg. 1875.
- 5.1 Alfred Hessel: Heyne als Bibliothekar. Aus: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 45, 455 ff (1928).
- 5.2 Johann David Michaelis: Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, mit Anmerkungen von Hassencamp. Rinteln 1793.
- 5.3 Georg Leyh: Richard Pietschmann zum Gedächtnis. Aus: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 43, 213 (1926).
- 5.4 L. Zoepf: Die Brüder Grimm als Bibliothekare. Aus: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 45, 123 ff (1928).
- 6.1 Wilhelm Heinse: Tagebücher von 1780 bis 1800. Sommer 1796. Aus: Wilhelm Heinse, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Carl Schüddekopf. Siebenter Band. Insel-Verlag, Leipzig 1909.
- 6.2–6.6 Aus: Wilhelm Ebel, *Briefe über Göttingen. Aus den ersten 150 Jahren der Georgia Augusta*. Verlag Göttinger Tageblatt, Göttingen 1975.

Neuere Arbeit:

- B. Fabian: Göttingen als Forschungsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert. Plädoyer für eine neue Bibliotheksgeschichte. In: *Wolfenbütteler Forschungen* Band 2, *Öffentliche und Private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert, Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?*, S. 209–239, 1977.